

Die ärmsten Gemeinden des Pariser Vorortgürtels errichten Container-Dörfer für Roma: „Damit diese Menschen sich wieder erholen können“

„Ich war früher von den Roma nicht gerade begeistert“, gesteht Nabil Bendami freimütig: „Wenn sich jemand auf die Kühlerhaube meines Autos legte, um zu betteln, empfand ich das als Angriff auf meine Intimsphäre.“

Inzwischen hat sich Bendamis Bild der Roma geändert. Der in Frankreich und den USA ausgebildete Manager leitet ein „Village d’insertion“ (Integrationsdorf) im Pariser Vorort Bagnolet. Das sind bloß Metall-Container, in denen 80 Roma aus Bulgarien untergebracht sind. Dazu zwei kahle Gemeinschaftsräume, wo man kochen und essen kann. Besuche von auswärts sind nur nach vorheriger Vereinbarung mit den Betreuern gestattet.

Aber das ist trotzdem schon viel, lebten doch die meisten dieser Menschen zuvor in illegalen Barackenlagern, zwischen Autobahnzubringern oder auf oftmals verseuchten Industriebrachen, ohne sanitäre Einrichtungen, meistens im Konflikt mit der Nachbarschaft.

„An den selben Orten gab es früher schon Baracken von Migrantinnen aus Portugal und Nordafrika“, erinnert sich Bendami, dessen Vater, ein Baurarbeiter aus Algerien, anfänglich ebenfalls in so einem slumartigen Lager wohnte. „Aber die Roma sind keine Araber. Die haben eine eigene Leidensgeschichte. Da muss die Sozialpolitik neue Wege gehen. Wer wie diese Roma auf der Straße überlebt oder in illegalen Barackenlagern, wo sie der Allmacht der Lagerbosse ausgeliefert sind, kämpft jeden Tag um die nackte Existenz. Da kann man keine Zukunftspläne schmieden. Da lebt man nur im Hier und Jetzt. Aber die Roma verfügen über die Fähigkeit, sofort ans Wesentliche zu gehen. Das zwingt auch ihre Partner, also uns, ohne Umschweife zu handeln. Das gefällt mir“.

ANERKENNUNG Im „Integrationsdorf“ können diese Personen „körperlich und psychisch“ wieder „zur Ruhe kommen“, betont Bendami: „Aber wir gehen mit ihnen einen Vertrag ein. Für viele ist es das erste Mal, dass sie einen schriftlichen Vertrag bekommen, eine echte Anerkennung“. Sie müssen einen symbolische Miete zahlen, Französischkurse belegen, die Kinder in die Schule schicken.

Bendami begleitet sie während ihres, durchschnittlich dreijährigen Aufenthalts bei der Jobsuche: „85 Prozent finden eine fixe Anstellung. Sie sind sie oft fleißiger als andere Arbeitnehmer. Ich habe die meisten im Hotelgewerbe, auf dem Bau, in Gärtnereien untergebracht. Ich schlage den Arbeitnehmern eine probeweise Anstellung vor, die sind meistens hoch zufrieden.“

Christian, 38, hat ein Probejahr in einem Restaurant erfolgreich absolviert. Ob er bereit wäre, nach Bulgarien zurückzukehren? „Ich halte die Mentalität dort nicht mehr aus. Als Roma werde ich in den Kaffees meiner Heimatstadt nicht bedient. Hier, wenn ich ordentlich angezogen bin, käme niemand auf die Idee, mich nicht in ein Lokal zu lassen“.

Der Initiator der „Integrationsdörfer“, der sozialistische Bürgermeister der Vorstadt Aubervilliers, Jacques Salvator, bedauert, dass es nur vier derartige Dörfer gibt. Alle befinden sich im Pariser Vorortgürtel, also in den ärmsten Gemeinden, die bereits die meisten Wohnungssuchenden zählen. Deshalb betont Salvator, dass es nicht möglich ist, den Roma aus Osteuropa die spärlichen, frei werdenden Sozialwohnungen zu übergeben. „Sonst hätte ich einen Aufstand. Das wäre gegenüber meinen eigenen Gemeindebürgern ungerecht. Aber bei den Integrationsdörfern handelt es sich nur um Notunterkünfte, damit sich diese Menschen erholen können, damit sie medizinisch versorgt werden, damit ihre Kinder in die Schule gehen, damit sie selber eine berufliche Integration ins Auge fassen können und damit auch nicht ständig neue, illegale Barackenlager entstehen. Eine Politik, die nur darin besteht, diese Menschen abzuschieben, ist unseres Landes unwürdig und zwecklos. Natürlich müssen Bulgarien, Rumänien, Deutschland oder Italien ihren Anteil an der Lösung dieses Problems übernehmen. Aber wir eben auch.“

DANNY LEDER, PARIS